

Verdun und Umgebung. Continental-Telegr.-Compagnie Act.-Ges.

Jugend vergeht so schnell! Da ist Vachen und Weinen in einem Atem! Er erhob sich schwerfällig von seinem Platz.

„Gehen wir in mein Zimmer hinüber, es ist kalt hier! Nimm dein Glas mit, Suzette! Ich will dir etwas Schönes erzählen da drüben.“

Sie folgte ihm lächelnd. Warm und behaglich war es immer zur Winterszeit in Manfred Luzius Arbeitszimmer.

Der Amerikaner brannte Tag und Nacht und füllte gleich einem Kamin die eine der tiefen Ecken des großen, schönen Raumes vollständig aus. Ein großes Bärensfell lag davor und zwei mächtige Ledersessel schufen ein behagliches Ruheplätzchen.

Susi schob ein Tischchen für Rauchzeug und Gläser näher herzu. „Hör nur, wie der Sturm heult da draußen! Am liebsten lösche er uns das Feuer aus, wenn er nur könnte!“ sagte sie lachend. „Er gönnt uns den schönen Abend nicht!“

„Er beneidet uns, Susi, daß wir hier miteinander plaudernd am Feuer sitzen dürfen! Hast du auch schon einmal jemand so recht beneidet, was?“

„Eigentlich nicht, Onkel! Warum denn auch, ich habe doch alles . . .!“

„Dann bist du besser daran als ich, Susi, denn ich beneide dich!“

„Wich?“ Sie lachte hellauf. „Du spottest wohl, Onkel! Um was könntest du mich, die kleine, dumme Susi, beneiden, ach . . .!“

Er blickte nachdenklich zu ihr hinüber. „Um vieles, Suzette! Beispielsweise um deine goldene Jugend! Denk mal, wie wundervoll jung du noch bist . . . im Pung deines Lebens! Und die Welt liegt noch vor dir im Märchenglanz! Du stehst noch bebend und erwartungsvoll vor deinem Rosentor, das jeden Tag sich vor dir aufthun kann in seiner Seligkeit . . .“

Eine Pause war seinen Worten gefolgt, die sie nicht unterbrach.

Vor ihnen auf dem Kamin, erst hinter den Glasscheiben, luden die Flammen in wechselndem Spiel und warfen rote Lichtgarben über den Teppich und über die beiden Menschen, den gereiften Mann, dem das kurzgeschnittene Haar an den Schläfen grau schimmerte und dessen Augen so lebensvoll, so jung unter der hohen Stirn leuchteten, und über das Mädchen, dessen feines reizendes Gesicht so seltsam blaß von der dunklen Polsterung des Sessels sich hob.

„Darum beneidest du mich, Onkel!“ sagte sie träumerisch mit der weichen, zärtlichen Stimme, die er so sehr an ihr liebte, die zu ihrem Wesen gehörte wie der Duft zu einer Blume.

„Ich kann das kaum verstehen! Sei doch froh, daß du den Gipfel erreicht hast, ich muß erst mühsam nach oben klettern, und wer weiß, ob nicht in Sturm und Regen!“

Er lächelte spöttisch und rief die Asche seiner Zigarre ab.

„Es wird dir schon einer helfen, aufwärts zu kommen, und wer weiß wie bald! Du bist schön, Susi! . . . Die reizendste von deines Vaters schönen Töchtern . . . du wirst die Wahl haben . . .“

Eine leichte Röte stieg in ihr Gesichtchen.

„Ich glaube kaum, daß ich heiraten werde, Onkel! Du brauchst mich nicht so unglaublich und ironisch anzulächeln. Ich habe die Absicht, Johanniterin zu werden!“

„Der Traum aller jungen Mädchen mit einer so schwärmerischen Seele wie du, Susi! Aber warte nur, bis dein Herz spricht, Susi, dann denkst du anders, meine Kleine!“

„Bis das Tor sich mir öffnet, nicht wahr, das mir die Seligkeiten des Lebens zeigt . . .“

Er hob erstaunt den Kopf, um scharf den Blick ihr zuzuwenden.

Hatte er recht gehört? War nicht eben ein Etwas in ihrer Stimme gewesen, was ihn aufmerksam werden ließ — aufhorchen nach einem Klang aus einer sonnengoldenen Ferne!

„Glaubst du auch, Onkel, daß ein Wunsch, den man so brennend ersehnt, mit aller Kraft einer Bitte, daß sich solch ein Wunsch erfüllt?“ fragte sie leise.

„Ich glaube es, Susi! Und nun sei einmal ehrlich, ist's etwa eine sogenannte „unglückliche Liebe“, die dir das Herz schwer macht, daß du so törichte Gedanken hast und den schwersten Beruf ergreifen möchtest?“

„Vielleicht gebe ich dir noch einmal Antwort darauf, Onkel — aber nicht heute! Nein, nicht heute!“ Sie hob lächelnd ihr Glas gegen das seine.

„Was ist's denn Schönes, was du mir mitteilen wolltest, Onkel?“

„Ah so, beinah' hatt' ich's vergessen, Kleine! Also wir haben in vierzehn Tagen einen Maskenball! Die Ressource hat sich dazu den Wildersaal im Rathaus erbeten, es wird wunderschön werden! Freust du dich, Susi?“

„Dann zeigst du mir endlich dein Arbeitszimmer, Onkel! Darauf freue ich mich eigentlich am meisten, noch mehr als auf den Ball!“

„Und warum?“ fragte er erstaunt.

„Weil ich dann immer weiß, wo ich dich suchen darf in Gedanken, wie der Raum ausschaut, der wie ein Königreich mir

dünkt! Du hast mir einst erzählt, einsame Menschen wären wie Könige auf einer kleinen, verlassenem Insel — sie entbehrten die Menschen gern, da sie dann Zeit hätten, mit ihrem Ich zu sprechen! Ich denke mir dein Arbeitszimmer als eine solche Insel!“

„Wie gut du mich verstehst — und wie du mir fehlen wirst! Ich darf gar nicht daran denken, daß ich dich wieder hergeben muß, kleine Susi!“

Von neuem goß er den goldklaren Wein in sein Glas.

Er sah nicht den Ausdruck ihrer Augen, die auf ihm hafteten und über die jetzt wieder verschleiernd die seidenen dunklen Wimpern sich breiteten.

„Und zur Belohnung sing' mir heute noch ein Lied, Susi? Willst du?“ Er stand auf und schritt an das Ende des großen Raumes, wo ein kleines Spinett seinen Platz hatte — ein Andenken seines Elternhauses. Er trug den Schlüssel zu dem kostbaren Instrument stets bei sich, nie hatte er erlaubt, daß eines seiner Kinder die vergilbten Tasten berührte.

Und während er die Stehlampe mit dem grünseidenen Lichtschirm näher schob, glitt Susi aus dem Zimmer, ihre Noten zu holen. Wenige Minuten später saß sie vor den Tasten und ihre schmalen Hände glitten in weichen Akkorden darüber hin.

Manfred Luzius hatte wieder in dem alten Sessel am Feuer Platz genommen. Er genoß den Zauber und die Schönheit dieser Stunde als eines der seltenen Geschenke, die das Leben uns hin und wieder zuwirft, wie eine blühende Rose in das Grau unseres Alltags.

Mit dem ganzen Schmelz ihrer goldenen Stimme schmeichelte sich Ninons Lied, voll Sehnsucht und Leid an sein Ohr:

„Ninon . . . Ninon! Qu as tu fait avec ta vie.“

Und seine Seele schien das Wort in bitterer Klage zu wiederholen, ihm höhnend zuzurufen:

„Was — was hast du mit deinem Leben gemacht?“

Sein Blick haftete an Susi. Wer hatte sie gelehrt, dieses Lied so zu singen — so zu verstehen? — Leise verrauschte der letzte Akkord. Noch lagen ihre Hände auf den Tasten, da trat er an sie heran.

„Ich danke dir, Susi!“

Seine Worte waren nur ein Flüstern, schwer lagen seine Hände auf dem Schnitzwerk der Lehne ihres Sessels.

„Ninon . . . Ninon! Qu as tu fait avec ta vie . . .“ sagte er langsam.

Sie wiederholte ganz leise noch einmal die Begleitung und ihr Blick traf plötzlich den seinen für die Dauer eines Atemzuges — einer Sekunde:

„Vielleicht spreche ich auch einmal so!“ sagte sie leise und legte den Deckel vorsichtig über die vergilbten Tasten.

„Alle Menschen, mehr oder weniger, finden ein Echo dieser Worte in sich selbst, glaub' es mir, Susi, selbst die Glücklichsten! Aber bei deiner Jugend ist es ein Frevel, so zu sprechen!“

„Reinst du?“ — Ein bitteres Lächeln kränzte ihre Lippen, während sie mit ihm an den Kaminplatz schritt. „Die Etna ja, die wird mal glücklich werden, die hat sich durchgesetzt! Die hat verstanden, um ihr Glück zu kämpfen! Die Fanny hatte solchen Mut nicht! Die hat den alten Mann geheiratet, weil sie heraus wollte aus dem Zwang, aus der Engigkeit des Elternhauses, wo nur ein Wille gilt, der meiner Mutter.“ Sie atmete tief auf. „Siehst du, Onkel, ich bin keine starke Natur, ich würde mich immer dem Willen meiner Mutter fügen müssen — selbst da, wo es sich um mein Lebensglück handelt!“

„Armes Kind!“ sagte er weich. „Aber dann denke nur immer an mich, ich werde dir schon beistehen — ich bin doch dein bester Freund, kleine Susi, dein treuester Beschützer, glaubst du das?“

„Ich glaube alles, was du mir sagst!“ entgegnete sie leise und ihr Blick suchte das Flammenspiel zu ihren Füßen.

„Und doch hast du so wenig Vertrauen zu mir! Wo ich dir doch so leicht helfen könnte!“

„Du kannst mir nicht helfen! Einmal wirst du das schon selbst einsehen, wenn auch heute noch nicht!“

Der schrille Ton der Hausglocke drang gedämpft herauf.

„Jetzt kommt Tanten!“ sagte sie lächelnd und der schwermütige Ausdruck verschwand aus ihrem Blick.

Ein schwerer Schritt klang im Nebenzimmer und jetzt öffnete sich die breite Tür für Frau Luzius behäbige Gestalt.

„Wie gemütlich ihr es hier habt!“ rief sie lächelnd. „Die Sitzung war wieder endlos! Sie planen ein Säuglingsheim . . .“

„Verschone mich bitte mit deinem Vereine! Erzähle es der Susi, aber drüben, wenn ich bitten darf! Ich habe noch notwendig zu arbeiten!“

Bürgermeister Luzius erhob sich von seinem Platz, auf seiner Stirn lag die Falte des Unmuts, die sie so wohl an ihm kannte.

„Komm, Susi, gehen wir! Drüben im Eßzimmer ist's so gemütlich, da erzähle ich dir das Neueste! Es gibt einen Masken-

„Gute Nacht, Onkel!“ sagte das Mädchen leise, und sie sah noch, daß er ihr lächelnd zunichte, ehe die Türe sich hinter ihr schloß.

Lilia Luzius stand am Fenster ihres Stübchens, das sie in der Pension von Frau Doktor Veander nun schon seit drei Monaten beherbergte. Aber nicht der belebten Straße unter ihr galt ihre Aufmerksamkeit, nicht der Zahl der Vorübergehenden, nicht dem Wagen- und Autoverkehr, dem ganzen, großen Wogen und Treiben der Großstadt, von dem das Stüdchen Straße da unten ein so wechselvolles Bild bot. Es war in der ersten Vormittagsstunde, ein Sonnabend ohne Unterricht, den sie eigentlich in der National-Galerie hatte verbringen wollen. Sie trug bereits das elegante schwarze Tuchkleid und den weißen Filzhut, der ihr blühendes Gesichtchen so entzückend kleidete.

Daß sie noch immer hier am Fenster stand, in Sinnen verloren, daran war der Brief schuld, den sie vorhin bekommen hatte und der so gebieterisch eine Antwort heischte! Und langsam begann sie noch einmal zu lesen:

Meine geliebte Lilia!

Weißt Du auch, daß Du mich seit vier Wochen ohne Nachricht gelassen hast und daß ich mit so großer Sehnsucht auf die Beantwortung meiner Briefe warte? — Von einem Tag zum andern warte ich, jeder Post sehe ich mit fieberhafter Unruhe entgegen — und immer vergeblich! — Du weißt, daß ich zum kommenden Christfest nur einen Wunsch habe, den zu erfüllen Dir nur ein Wort kostet, ein einziges kleines Ja! Aber Du schreibst mir dieses Wort nicht! Lilia, warum quälst Du mich so sehr? — Warum willst Du immer noch nicht ein, daß unsere Hochzeit für den 5. Januar festgesetzt wird? Immer schiebst Du unsere Verbindung weiter hinaus unter dem Vorwand, Du müßtest lernen! Für mich hast Du genug Kenntnisse, glaub' es mir! Die italienische Sprache treiben wir zusammen, denke doch, wie schön das sein wird! Und Gesangsstunden sollst Du von ersten Größen haben! Alles, alles, was Du begehrt, ich will es Dir geben und sollte ich daran zum Bettler werden! Gib mir bis morgen Abend per Draht eine Antwort, sonst nehme ich an, Du bist krank, vielleicht unfähig zum Schreiben, und komme selbst.

Böse, süße Lilia, ich küsse Dich!

Dein Egon.

Sie ballte das Blatt zusammen und warf es in das Schubfach des zierlichen Schreibtisches, das angefüllt war mit Schreiben derselben energischen Handschrift. Den Schlüssel abziehend, legte sie ihn in das kleine Handtäschchen, das sie von ihrem Vater einmal erhalten hatte. Es hatte schon manchen Sturm erlebt und war brüchig geworden, aber Lilia behandelte es behutsam und zärtlich, besonders dann, wenn ihr Blick den kleinen, silbernen Bügel streifte. Da war mit fester Hand ein E. in das blanke Metall geritzt und dicht daneben ein H.

Die Beilchen hatten geblüht an der alten Mauer, in deren Schutz die beiden Buchstaben dem Ledertäschchen anvertraut worden waren! Jener sonnenhelle Frühlingstag, wo sie Hans Lassens Braut geworden war — sie konnte ihn nicht vergessen!

Und jetzt in dieser Stunde wußte sie es, so klar, so deutlich, sie konnte nicht Dr. Lassens Weib werden, niemals — niemals! Denn ihr Herz gehörte dem Einen, dem Einzigen, der ihr so fern war — so fern, der sie wohl längst vergessen hatte!

Mit einer müden Bewegung schob Lilia den Hut sich zurecht, sie wollte nun doch noch in die Galerie gehen. — In ihr war Tatkraft und Mut erwacht! Gleich heute Abend wollte sie den Eltern mitteilen, daß ihre Verlobung aufgelöst war. Wachte der Vater ihr zürnen, zwingen konnte er sie nicht. So deutlich, so klar sah sie auf einmal den Weg vor sich, den sie gehen wollte.

In der Pension, die sie nun seit über vier Monaten schon beherbergte, hatte sie viele Bekannte gefunden, junge Menschenkinder, die sich einen Brotterwerb suchten.

Zu denen wollte sie nun auch gehören. Gleich nach Weihnachten wollte sie in eine Handelsschule eintreten und mit Ernst und Fleiß dem Ziele zustreben. Sie hatte erkannt, welche Freude und welcher Segen in nützlicher Arbeit liegt, wie man in ihr und durch sie von seelischem Leid befreit wird und vergessen lernt.

Das Gehen in der herben Novemberluft tat ihr so wohl, noch mehr das Unbeachtetsein im Wogen und Treiben der Großstadt. Sie ging nun direkt auf ihr Ziel, die National-Galerie, zu.

Ihr Schritt war leicht und federnd, ein Lächeln lag um ihren blühenden Mund, als sie die große, säulengetragene Vorhalle betrat. Still und dämmerig war es hier wie in einer Kirche. Menschenleer die Räume, die sie langsam durchschritt. Aber sie wandte den kostbaren Gemälden wenig Aufmerksamkeit zu, zu sehr war sie mit sich und ihrer nächsten Zukunft beschäftigt. — Ohne die oberen Räume betreten zu haben, trat sie den Rückweg an, eine innere Ruhelosigkeit war über sie gekommen und drängte

sie heim. Schon im Vorplatz berichtete ihr das Stubenmädchen, daß „Besuch“ für sie da sei und im „Salon“ ihrer warte.

Sie nahm sich gar nicht erst Zeit, abzulegen, hochklopfenden Herzens öffnete sie die breite Flügeltüre des bezeichneten Zimmers und stand ihrem Verlobten gegenüber.

„Lilia . . . endlich! Ich hielt es vor Sehnsucht nicht mehr aus und da bin ich!“ Er nahm ihre Hände und zog sie an sich, ein Kuß brannte auf ihren Lippen, und etwas wie Mitleid zog durch ihre Seele, als sie des Mannes glückliches Lächeln sah.

Er half ihr beim Ablegen ihrer Sachen und zog sie dann mit sich auf das kleine, rote Sofa, wo künstliche Palmen und Blattgewächse sie vor neugierigen Blicken schützen mußten.

„Du bist blaß, Lilia, und so still! Bist du krank? — Warum hast du mir so lang, so ewig lang nicht geschrieben?“

Sie sah nieder auf ihre schmalen Finger und ein tiefer Atemzug drängte sich über ihre Lippen.

„Ja, ich war krank! Aber du brauchst keine Sorge zu haben, nicht zu erschrecken, nicht eine körperliche Krankheit hatte ich durchzumachen, eine viel schlimmere — mein Herz — meine Seele waren krank!“ Eine Träne perlte langsam über ihre Wange.

„Lilia . . . du weinst . . . wer tat dir ein Leid?“ Er bog sich über sie und griff nach ihrer Hand. Der kostbare Ring, den er ihr zur Verlobung geschenkt, schmückte ihre Fingerringe nicht, nur der blaue Saphir, den sie ihm damals verweigert, sah heute im schmalen Keil an ihrem Finger, und ein Schatten zog sekundenlang über seine breite Stirn.

„Warum trägst du meinen Ring nicht, Lilia? . . . Sag es mir, du hast ihn verloren, nicht wahr? — Dann kauf ich dir einen andern, einen viel schöneren!“

Sie hob den Blick zu ihm auf. „Wie gut du bist! Und doch muß ich dir jetzt so viel Leid antun . . . und kann es doch nicht ändern . . . nicht ändern! Sie rang die Hände ineinander und lehnte sekundenlang das Antlitz darauf.

„Immer hab' ich dir schreiben wollen, Egon, ich konnte es nicht . . . es kann nicht sein, ich kann dir nicht ja sagen, nie — niemals!“

„Um Gotteswillen — Lilia, was redest du da, wie soll ich das verstehen, dies alles?“ — Er war aufgesprungen und starrte sie an, unheimlich, drohend haßte sein Blick an ihr.

„Das soll heißen, du mußt mich frei geben, Egon, denn ich kann dich nicht heiraten! Ich kann nicht! Ich habe es mir so leicht gedacht . . . das Vergessen, damals, als mir alle so zu redeten, ich hatte so Angst vor meinem Vater, vor seinem Zorn . . .“ aufschluchzend brach sie ab.

Eine Weile blieb es still in dem hohen, großen Zimmer mit seinen verblichenen roten Sammetmöbeln und staubigen Vorhänge, durch die sich das helle Winterlicht nur gedämpft hereindrängte. Noch fand er keine Frage, keine Worte, keine Anklage.

In ihm tönte es fort und fort: „Ich habe es mir so leicht gedacht — das Vergessen!“

Sein Urteil lag darin, die Vernichtung jeglicher Hoffnung, sie anderen Sinnes zu machen.

„Beantworte mir nur eine Frage“, begann er schweratmend, „und ich werde mich danach richten! Sag mir die Wahrheit, Lilia, liebst du einen andern?“

„Ja!“ sagte sie leise und eine rosige Blut flieg in ihre Wangen.

„Nimmst du ihn schon, ehe . . . ehe du dich mit verlobtest, sprich, Lilia!“ Sein Ton klang hart und befehlend.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bombe.

Aus dem Schwedischen. Von Hans Gänther.

(Nachdruck verboten.)

Bankdirektor Smith saß in seinem geschnittenen Schreibtischstuhl vor dem massiven Schreibtisch; durch seinen „genialen Geschäftsgeist“ hatte er sich vom Landstreicher zum Geschäftsmann emporgearbeitet. Sein Kontor war eins der größten und angesehensten der amerikanischen Stadt B. Also war Mr. Smith ein „Selbstmademan“, d. h. ein selbstgemachter Mann, und mit dieser Tatsache beschäftigten sich auch seine Gedanken an jenem Abend. Er erinnerte sich, wie viele Abende er früher unter freiem Himmel zugebracht hatte. Und er dachte seines ersten „Geschäfts“, des Schachzuges, der ihn zum „Kaufmann“ gemacht, all der kühnen Geschäftskünste, die er ausgeführt hatte und die zum großen Teil das Licht nicht recht vertrugen. Und er lachte zufrieden vor sich hin. Er hatte nun schon lange keinen Farmer mehr beim Landkauf geprellt, wie er früher zu tun pflegte, dachte er schmunzelnd.

Da öffnete sich plötzlich nach leisem Klopfen die Tür, und ein Buchhalter meldete, daß ein Herr den Chef zu sprechen wünsche.

„Wie heißt er? Seine Karte?“

„Er wollte seinen Namen nicht nennen“, lautete die untertänige Antwort.

„Ich empfangen niemand, der sich nicht nennt. — Sagen Sie ihm das.“

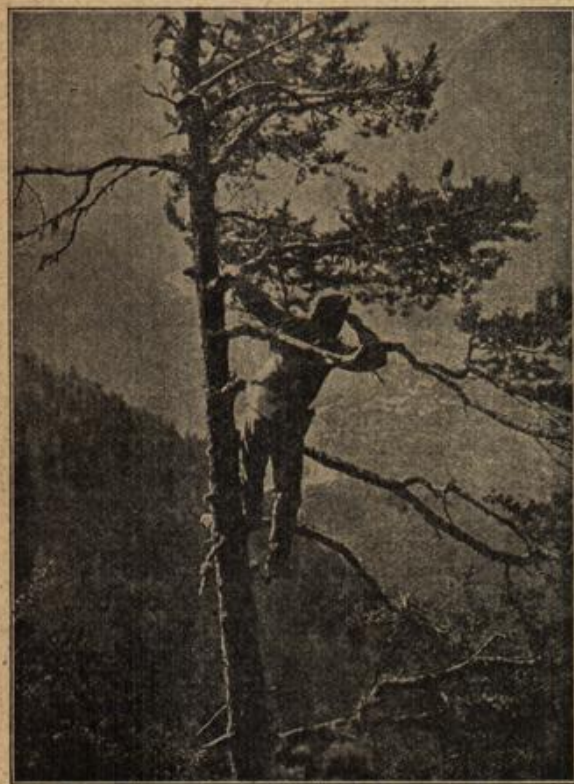
Der junge Buchhalter verschwand und schloß lautlos die Tür. Doch gleich war er wieder da. „Smith ist sein Name.“

„Smith? Smith?“ wiederholte Smith für sich selbst, als suche er in seinem Gedächtnis nach einem Bekannten dieses Namens. Dann sagte er in einem Ton, der herablassend und scherzhaft klingen sollte: „Sagen Sie Herrn Smith, daß Herr Smith ihn erwarte!“ — Und mit einladender Handbewegung: „Führen Sie ihn herein!“

Gleich darauf erschien Herr Smith, ein großer, kräftig gebauter Mann mit hellem Gesicht und scharfen blauen Augen, die wohl einst träumen konnten, doch nun gelernt hatten, daß man das im Dollarlande Amerika nicht darf.

Er trug einen langen Regenmantel, bis oben zugeknöpft, den Kragen hochgestülpt, und auf dem Kopf einen großen, weichen Filzhut mit breiter Krempe, deren Schatten sein Gesicht ganz verbarg. Nur die Augen spähten blinzelnd aus dem Dunkel. In der linken Hand hielt er ein kleines Paket, die Rechte war in der großen Rodtasche verborgen.

Sobald die Schritte des Buchhalters verhallt waren, näherte



Ein Beobachter auf dem Tiroler Kriegsschauplatz.

Sie den Stuhl mit, Sie dürfen sitzen. Dort in der äußersten Ecke, wenn ich bitten darf.“

Smith gehorchte, treu begleitet von dem Fremden, der den Revolver immer in unbehaglicher Nähe seines Gesichts hielt.

Dann ging der Fremde rückwärts an den Schreibtisch, durchschnitt mit einem Messer alle daran befindlichen Leitungsdrähte und riß die Telephonleitung von dem Apparat, doch beständig seinen Gefangenen bewachend. Darauf näherte er sich ihm wieder

sich der Fremde schnell dem Schreibtische, zog die Hand aus der Tasche und hielt dem Herrn Smith einen funkelnden, geladenen Revolver vors Gesicht.

„Wenn Sie schweigen, alsdann soll Ihnen nichts geschehen. Doch sagen Sie mir ein Wort oder machen Sie eine Bewegung, so sind Sie des Todes. Hände hoch!“

Smith war vor Schrecken wie gelähmt.

„Stehen Sie auf,“ befahl der Fremde, „und stellen Sie sich dort an die Wand!“

Nein, warten Sie, nehmen

und sagte: „Sie wissen nicht, wer ich bin, und das kann Ihnen auch gleich sein. Doch vor einigen Jahren verlaufen Sie einem armen Einwanderer eine Farm mit wunderschönem, ungewöhnlich



Zughunde der k. u. k. österr.-ungarischen Truppen in Rußland.

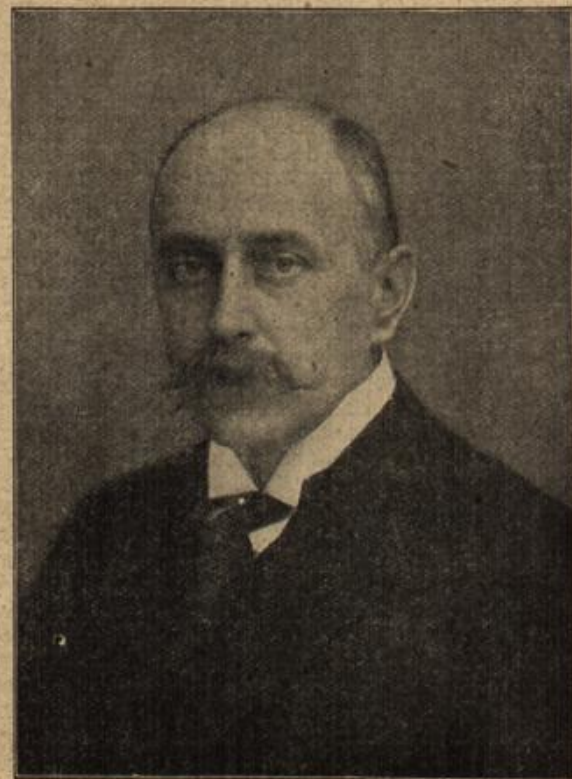
fruchtbarem Boden, mit guten Gebäuden, was alles sehr teuer bezahlt wurde; als aber dann der Eigentümer hinkam, fand er alles verfallen und in einer öden Gegend mit einem schlechten Erbreich gelegen. Sie haben jenen Mann schändlich belogen und betrogen und ein nettes Vermögen an ihm verdient. Der Armste konnte daher nichts anderes tun, als die verfallene Farm wieder instand setzen, eine mühevollen und schwere Arbeit, die ihm doch schließlich dank seiner Willenskraft und Ausdauer gelang. — Jetzt hat er den Hof verkauft. Nun wohl, dieser Mann — —. Ja, Sie ahnen nun vielleicht, wo er ist.“

Nach einer Pause fuhr er fort: „Ich bin nun hergekommen, um mich zu rächen. Stillstehen, sonst —!“ Er hob den Revolver, als Smith bei dem Wort „rächen“ aufzuckte, als wollte er sich erheben. „Also, wie gesagt, ich beabsichtige mich zu rächen, Sie sehen hier dieses kleine Paket. Es enthält eine Bombe. Solch ein vortreffliches kleines Ding, das, wie Sie wissen, einen in kleinen Stücken an eine gewisse warme Stätte befördert, wenn man es nicht vorsichtig handhabt. Nun, dahin kommen Sie ganz sicher, auch ohne meine Hilfe, aber es kommt darauf an: Wollen Sie auf meinen Vorschlag eingehen, mir das Geld zu überlassen, das sich zufällig in Ihrem Schrank befindet, so soll weder die Bombe, noch der Revolver zur Anwendung kommen, wenn nicht — nun, Sie verstehen“, fügte der Fremde hinzu, indem er das Paket mit der Bombe in der Hand drehte.

„Ich habe aber augenblicklich kein Geld hier.“

„Keine Ausflüchte! Heraus mit den Schlüsseln!“ rief nun der Fremde, so laut er es wagen konnte, um in den Nebenräumen nichtgehört zu werden, und hielt die kalte Revolvermündung dicht an die Stirne Smiths.

Dieser gehorchte, ging rasch an den Schrank, öffnete ihn, bewacht von dem Manne mit dem Revolver, der sich dann mit Leichtigkeit des Geldes bemächtigte, das sich darin befand. Es verschwand



Alfred Rohmann,

der Begründer des Unterhandels mit Amerika, Vorsitzender des Aufsichtsrates der deutschen Lignitwerke G. m. b. H., Bremen.



Französische Flüchtlinge aus Verdun in Bar-le-Duc, etwa 40 Kilometer von Verdun entfernt.

Von hier aus werden sie über ganz Frankreich verteilt.

in seiner Tasche, der Schrank wurde wieder geschlossen und Smith | vor Kopfschmerzen schützt.“

durfte wieder zu seinem Sessel zurückgehen.

Der Einbrecher stellte sich vor ihn und be-

gann nun eine kleine Ermahnungspredigt:

„Nun habe ich, was ich haben wollte. Ich glaube nicht, daß es zu viel ist. Doch wäre es selbst mehr, als jener Einwanderer Ihnen zurzeit bezahlen mußte, so schadet es nichts. Denn Sie haben das meiste von dem, was man für redlich erworben hält, gestohlen. Sie haben so viel arme, unerfahrene Menschen schmächtig be-



Prinz Adolf zu Schaumburg-Lippe †.

(Mit Text.)

Einfall kommen, uns hier zu stören, und das wäre nicht nach meinem Geschmack. Zwar habe ich sechs Schüsse hier im Revolver, doch

Während dieser Worte entfernte er behutsam das Papier von dem kleinen Paket und das Gesicht des zu Tode erschrockenen Smith wurde kreidebleich, als sein Blick auf die Bombe fiel, die der Fremde nun in der Hand hielt. Es war äußerlich eine ganz gewöhnliche kleine Sardinenbüchse, deren Dedel mit einem mehrmals umwickelten dünnen Draht verschlossen war.

„Mit Hilfe dieses Dinges hier will ich Ihnen ein Stückchen auf den Weg zu Ihrem Bestimmungsort verhelfen, sofern Sie nicht sehr starke Kiefern haben, denn

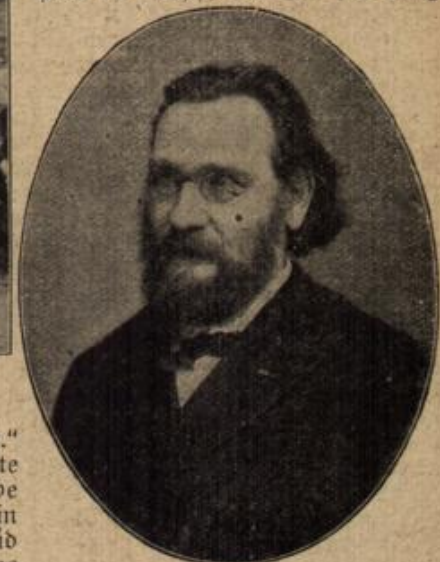


Kapitänleutnant v. Arnould de la Perrière. (Mit Text.)

Ihre Buchhalter könnten auf den

Sie haben Ihren Reisepaß zu dem Sammelplatz aller Schurken.

das ist das einzige, was Sie davon bewahren kann, Ihrer Laufbahn als „Geschäftsmann“ und Betrüger hier auf Erden ein schnelles Ende zu setzen. Sihen Sie nun ganz still, denn mein Revolver entlädt sich leicht — ein einziger Drud meines Zeigingers, und Sie haben eine Pille im Kopf, die Sie für ewig



Professor Ilya Metshnitow †.

(Mit Text.)

fer band er Smiths Arme so an die Stuhllehne, daß die Hände das Gesicht nicht erreichen konnten.

„Nun werden Sie wohl nicht aufstehen,“ jagte er mit höhnischem Lächeln, „und damit Sie keinen Lärm machen, wenn ich gehe, gebe ich Ihnen dieses kleine Dynamitbüschelchen zu beißen. Öffnen Sie den Mund,“ befahl er sehr energisch, „groß genug ist er ja“, während die Revolvermündung Smiths feuchte Stirn berührte.

Dieser gehorchte zitternd, denn vor dem unerbittlichen Revolvermenschen war all sein Mut wie weggerweht. Gehorjam öffnete er den Mund, und der Fremde steckte schnell die kleine Sardinenbüchse zwischen seine Zähne.

„Beißen Sie nun die Zähne zusammen und halten Sie dieses nette Butterbrot ganz fest, denn wenn Sie es fallen lassen, so — ja, pfiß, pfiß! — und



Autonkämpfer für England und Frankreich. (Mit Text.)

„Der Herr Smith, schlafen Sie ja nicht ein, wenn Sie es nicht mit geschlossenem Munde tun können.“

Der Fremde ging zur Tür, öffnete und schloß sie hastig und befand sich schnell auf der Straße unten. Er blickte zu Smiths Kontorfenstern hinauf und lachte vergnügt. Dann verschwand er schnell in Nacht und Nebel.

Doch Smith saß in seinem Zimmer auf dem Kontorstuhl, unbeweglich, mit dem Blick eines Irren die Tür betrachtend, durch die sein „Gast“ soeben verschwunden war, beständig in die Bombe beißend, so daß er einen Krampf in den Kiefern bekam.

Er vermochte keinen klaren Gedanken zu fassen. Zuweilen glaubte er, er sei verrückt geworden oder das Ganze sei womöglich nur ein unheimlicher Traum, und dann war er im Begriff, den Mund ein wenig zu öffnen. Doch er hütete sich ein zweites Mal vor dieser Versuchung, denn mit größter Anstrengung nur vermochte er die Sardinienbüchse im letzten Moment noch mit den Zähnen zu halten — sie wäre ihm beinahe aus dem Munde geglitten. Es war ihm, als sähe er hier schon Stunden, ja Tage, alles Geschehene war so lange her. Doch als er die Uhr sieben schlagen hörte und die Buchhalter begannen, ihre Bücher zuzuschlagen, um nach Hause zu gehen, vermehrte sich sein Entsetzen noch. — Nun würde er bald allein zurückbleiben, eine ganze lange Nacht in dieser Stellung! Wird er das aushalten oder werden seine Kiefern erlahmen, wird die Bombe zur Erde fallen und ihn in Stücke sprengen? Diese Frage stellte er sich immer wieder. Sein sogenannter geschickter Geschäftsgeist sann, daß ihm die Schläfen pochten. Ach, nun bekam er wieder einen fürchterlichen Krampf in den Kiefern. Und nun auch noch im Halse.

Er hielt es nicht länger aus. Ein lauter Hilferuf, er wurde ohnmächtig, die Bombe fiel zur Erde. Die Buchhalter stürzten zu ihrem Chef herein.

Erschrocken fuhren sie zuerst zurück, als sie ihn auf der Erde ohnmächtig und gebunden sahen, zu seinen Füßen eine Sardinienbüchse. Doch dann befreiten sie ihn von seinen Fesseln, wuschen sein Gesicht mit kaltem Wasser und nahmen Athmungsübungen mit ihm vor. Allmählich kam er wieder zum Bewußtsein und warf erschrocken fragende Blicke um sich.

„Wo ist die Bombe?“ war sein erster Gedanke, und immer wieder murmelte er: „Die Bombe, die Bombe.“

Der junge Mann, der das merkwürdige kleine Ding von der Erde aufgenommen hatte und es noch in der Hand hielt, ließ es gedankenlos sofort wieder fallen. Ein anderer, vorsichtigerer, hob die Büchse auf, widelte behutsam den Draht ab und öffnete den Dedel. Ein wenig Papier und etliche kleine Schrottkugeln machten den ganzen Inhalt der entsehblichen Bombe aus.

Nachdem Smith sich ein wenig erholt hatte, erzählte er seinen erstaunten Zuhörern, wie man ihn beraubt hatte. Doch als sich einer von ihnen erbot, die Angelegenheit sofort der Polizei zu melden, wies er dieses Anerbieten dankend zurück, nahm seinem Personal das Versprechen unbedingten Schweigens ab und versprach jedem eine Belohnung von hundert Dollar.

Einige Wochen später erhielt Smith eines Morgens einen eingeschriebenen Brief aus Newyork. Er lautete:

„Mein lieber Herr!

Ich habe mir ausgerechnet, daß ich an dem bewußten Abend zweihundertfünfundsechzig Dollar zu viel bekommen habe. Ich sende sie Ihnen hiermit zurück. Sie sind natürlich nicht so dumm, mich festnehmen lassen zu wollen. Es würde Ihnen nicht gelingen und überdies nur zu Ihrem Nachteil sein. Doch ich will Ihnen erzählen, daß ich nun wieder auf dem Wege nach meinem Vaterlande bin. Noch ein Rat: pressen Sie nie wieder arme Einwanderer, denn es gibt echte Bomben und Revolverkugeln, die schneller zur Anwendung kommen als die meiner harmlosen Sardinienbüchse an jenem Abend. Ihr ergebener

Karl Anderson Smith.“

Großpapa.

Eine heitere Geschichte von Paul Blis. (Nachdruck verb.)

Der Herr Baron zu sprechen?“

Der alte Kammerdiener zuckte die Schultern und antwortete: „Ich fürchte, der Herr Baron wird sich nicht stören lassen wollen, inessen will ich es doch versuchen. Wen darf ich melden?“

„Sagen Sie nur, es sei ein alter Kamerad da“, entgegnete lächelnd der alte Herr.

Schweigend entfernte sich der Diener, kam aber schon im nächsten Augenblick zurück, öffnete die andere Tür und sagte: „Der Herr Baron lassen bitten.“

Lächelnd, siegesgewisser trat der Gast ein.

„Guten Tag, Brentendorff!“ rief er dem Baron zu und streckte ihm beide Hände hin.

„Ah, ah! Mein lieber, alter Salten! Na, das ist aber eine

weltliche Überraschung! Komm näher, mein Herrchen! Na, wie geht's denn? Du siehst ja förmlich strahlend aus!“

„Und du nicht minder! Donnerwetter, du bist ja in großer Toilette! Da störe ich wohl, was?“

Baron Brentendorff lächelte befriedigt. „Du störst nicht, lieber Freund, du kommst ja zur rechten Zeit, denn wie du siehst, bin ich eben mit meiner Toilette fertig geworden; allerdings kann ich dir nur eine halbe Stunde schenken, die aber soll dir auch ganz allein gehören.“ Er schellte nach dem Diener und ließ Wein bringen. „So, und setz dich hierher vor den Kamin und erzähle, wie es dir gegangen ist in den fünf Jahren, denn erlebt hast du doch sicher wieder viel Interessantes.“

Baron Salten setzte sich und sagte mit einem Anflug leichter Behmut: „In unseren Jahren erlebt man nichts mehr, wenigstens nichts Interessantes.“

„Oho! Darüber denke ich denn doch ein wenig anders, mein lieber Kamerad.“

„Täuschen wir uns nicht, Brentendorff, wenn man, wie wir, demnächst in die Sechzig eintrifft, dann hört die Zeit der Überraschungen auf. Jung sein, heißt Einfluß ausüben; wir aber werden zu den guten alten Freunden gezählt, denen die Frauen ihre kleinen Geheimnisse anvertrauen; und das ist immer verächtlich, denn es besagt, daß man uns als Liebhaber nicht mehr für voll ansieht.“

Brentendorff zog die Stirn in leichte Falten; ihm wurde es ein wenig unbehaglich, und mit leise erzitternder Stimme entgegnete er: „Du hast ja im großen und ganzen nicht so unrecht, aber es gibt doch wohl auch Ausnahmen.“

Erstaunt und heiter sah ihn der andere an. „Bist du eine solche Ausnahme?“ fragte er belustigt.

„Wenigstens bilde ich's mir ein“, rief der Hausherr, und im Ton seiner Stimme klang es leicht gereizt, als ob er sich verletzt fühlte.

„Ja, jetzt sag mir um Gotteswillen, was ich von dir denken soll!“ lachte Salten laut auf. „Hast du denn deine Jugend nicht ebenso ausgekostet, wie ich es getan habe?“

„Gewiß habe ich das!“

„Nun also! Wer sein Leben in der Jugend genossen hat, der kann getrost anfangen, alt zu werden, wenn die Zeit dazu da ist.“

„Aber meine Zeit ist eben noch nicht da! Ich fühle mich durchaus nicht alt! Und hast du nicht eben selber gesagt, ich sähe vortrefflich aus?“

„Gewiß habe ich das gesagt! Für dein Alter siehst du sehr gut aus. Das aber macht dich nicht jünger, als du in Wirklichkeit bist.“

„Ach was! Man ist nur so alt, wie man sich fühlt. Ich fühle, daß ich noch zu schade bin, zum alten Eisen geworfen zu werden!“

Schweigen. — Beide sahen sich einen Augenblick prüfend an.

Dann meinte Salten ernst und wohlmeinend: „Lieber Brentendorff, wenn mich nicht alles täuscht, bin ich gerade zur rechten Zeit zu dir gekommen, denn ich fürchte, du bist auf dem besten Wege, eine unüberlegte —“

Sier unterbrach ihn der andere: „Lieber Karl, ich bitte, keine Moralphause! — Das war von jeher deine Schwäche. — Ich habe alles wohl überlegt, und mein Entschluß steht fest.“

„Du willst dich noch einmal verheiraten?“

„Das will ich!“

„Und darf ich erfahren, wer die Auserwählte deines Herzens ist?“

„Julia von Werdensels ist es.“

„Die Tochter des alten Generalmajors?“

„Ganz recht.“

„Aber das Fräulein kann doch höchstens zwanzig oder einundzwanzig sein.“

„Stimmt. Sie ist genau einundzwanzig.“

„Und du wirst sechzig.“

„Sehr taktvoll bist du nicht, lieber Karl.“

„Aber offen und herzlich, weil ich es gut meine mit dir! — In zehn Jahren bist du ein Greis, und deine Frau wäre dann in ihren besten Jahren. Hast du daran auch gedacht?“

Brentendorff wollte eine kurze Antwort geben, denn er war gereizt, aber er besann sich, daß er sich nicht ärgern dürfe, damit ihm seine gute Laune für die Brautwerbung, die er jetzt vorhatte, nicht verderben würde, und deshalb spielte er den heiteren Weltmann und Lebenskünstler, indem er lächelnd entgegnete: „Was du da sagst, lieber Freund, ist alles ganz gut und schön, aber es paßt für den Durchschnittsmenschen: so einer bin ich nicht. Ich modele mir das Leben ganz nach meinem Geschmack, und ich habe gefunden, daß ich bisher nicht allzu schlecht dabei gefahren bin.“

Salten zuckte die Schultern und sagte leichtthin: „Wenn du auf den wohlgemeinten Rat eines Freundes nichts gibst, gut, dann tu, was du willst. Jedenfalls wünsche ich dir alles Gute.“

„Und das kannst du auch, lieber Freund!“ rief Brentendorff nun voll Begeisterung, „denn du ahnst ja nicht, wie ich bis über beide Ohren verliebt bin!“

„Nun sag mir eins noch: — wird denn deine Liebe auch wirklich erwidert?“

„Aber gewiß, mein Bester! Jutta ist so lieb und herzlich zu mir, daß ich ein Herz von Stein haben müßte, um nicht weich zu werden! Sie verwohnt mich geradezu durch all ihre kleinen Schmeicheleien und Aufmerksamkeiten.“

Salten schüttelte bedächtig den Kopf: „Und was sagt dein Sohn Egon dazu?“

„Er wird sich mit der Tatsache abfinden müssen.“

„Er bekommt eine Mutter, die jünger ist als er.“

„Aber ich hänge doch nicht von meinem Sohn ab.“

Wiederum zuckte Salten die Schultern: „Dann kann ich nur meinen Glückwunsch wiederholen.“

„Herzlichen Dank!“

Sie füllten die Gläser, stießen an und tranken auf eine hoffnungstreue Zukunft. — Da wurde geklopft. Dann trat der alte Diener ein und überbrachte eine Depesche, die eben angekommen war.

Brentendorff bekam wieder ein leises Unbehagen. „Was ist denn das nun schon wieder?“ Und mit zitternder Hand griff er nach dem Telegramm, riß es auf und durchslog den Inhalt. Im nächsten Augenblick ließ er das Papier sinken, presste die Zähne zusammen und blickte starr vor sich hin — mit einem Schläge war alles vernichtet! — Dann knüllte er das Papier zusammen, warf es in den Papierkorb, stand auf und ging erregt aus und ab.

Minutenlanges dumpfes Schweigen. — Endlich fiel Brentendorff in einen Sessel und presste die Hände ans Gesicht.

Da nahm Salten das Papier auf, glättete es und las: „Triumph, Großpapa! Der Stammhalter ist angekommen! Alles wohl. Egon.“

Dann wieder minutenlanges Schweigen.

Endlich steht Salten auf und geht zu dem Freund. Er berührt ganz leise dessen Schulter und sagt mit leiser, weicher Stimme: „Glaube mir, lieber Freund, es ist besser so. Dieses Telegramm kommt wie durch eine Fügung des Himmels; es bewahrt dich und euch vor so manchen herben Enttäuschungen.“

Und Brentendorff schwieg, aber er fühlte es, daß der Freund recht hatte. Jetzt eben erst war er aufgeweckt durch diese Depesche, — so lange war er blind im glücklichen Tummel umhergegangen, — nun aber war mit einem Male der Schleier von allem heruntergerissen, — jetzt fühlte er es, daß er ein alter Mann war. Und nun versank mit einem Schläge das ganze stolze Gebäude seiner Hoffnungen. Jetzt hatte er keinen Mut mehr zu seinem Vorhaben. Ein zwanzigjähriges Mädchen und ein Großpapa — weich ein lächerliches Untersagen! — Nein! Nein! Jetzt war alles aus! Das fühlte er nun klar und deutlich, — grau und trostlos lag die Zukunft vor ihm, nur ganz in der Ferne dämmerte ein Sonnenscheinchen auf, und das war die Freude, daß nun ein Stammhalter da war.

Später, viel später erst hat er sich dann in sein unabänderliches Schicksal gefunden. Da aber sah er eines Tages ein, daß sein alter Freund damals nur zu recht gehabt hatte, als er ihn warnte, denn jetzt erst machte er die Erfahrung, daß Fräulein Jutta nicht ihn, sondern seinen Nissen Herbert liebte. Dieser Herbert, ein schmaler, junger Offizier, aber war sein Mündel. Und das war dann also der Grund gewesen, warum das kleine Fräulein den alten Herrn so hofiert hatte, — wollte ihm die Zustimmung zu der Verbindung mit Herbert abschmeicheln, — und er dummer, alter, täppischer Greis hatte sich einbilden können, daß das junge Kind ihm seine Liebe eingestehen und verraten wollte! — O — o — einen regelrechten Narren schalt er sich nun!

Er ärgerte sich eine Weile, daß er seinem alten Freund sich so in seiner ganzen Blöße gezeigt hatte, aber dieser Arger verflog bald, denn schließlich siegte der Humor. Und nun lachte er selber am meisten über seine verspäteten Anwandlungen. Von dem Tage an wollte er aber niemals jünger erscheinen, als er in Wirklichkeit war, im Gegenteil, er fing sogar an, mit seiner neuen Würde als Großpapa zu kokettieren.

Ein schlaues Ausfunftsmittel.

Doktor O'Leary war von einem seiner glücklich geheilten Patienten zu Tisch geladen worden. Als vielbeschäftigter Mann machte er sich erst in der letzten Minute auf den Weg nach dem St. Georgsplatze in der Stadt, der er seine Kräfte und

sein Können widmete, blieb aber auf einmal verhaftet stehen, legte den Finger an die Stirn und dachte nach, wobei seine klugen Augen beobachtend von einem Hause des zweiten Platzes zum andern wanderten.

So fand ihn ein Landsmann, ein armer Teufel, der auch seine Geschicklichkeit mehrfach in Anspruch genommen hatte.

„Sie sehen ja so unentschlossen aus, Herr Doktor? Haben Sie etwas vergessen?“ redete er ihn an.

„Ach ja, ich habe in der Tat etwas vergessen und befinde mich in einer sehr fatalen Lage“, erwiderte der Arzt.

„Kann ich es Ihnen nicht rasch holen?“ erkundigte sich der biedere Irländer.

„Ach, Sie missverstehen mich, Mann! Ich bin von irgend jemandem, der auf diesem Plage wohnt, zu Tische gebeten worden. Die Hausnummer habe ich aber vergessen, und wie der Mann hieß, darauf kann ich mich nicht besinnen.“

„Nun, da lassen Sie mich machen, Doktor?“ gab der schlaue Sohn der grünen Insel zurück und slog in das nächste Gartentor und um die Ecke des Hauses nach dem Hofe, wohinaus die Küchenfenster gingen. —

Er kam gleich wieder zurück: Gäste wurden da nicht erwartet, es war alles ruhig in der Küche, das Feuer des Herdes glimmte nur noch.

Pat klopfte in das nächste Haus. Dort sah er durchs Küchenfenster die dienstbaren Geister mit dem Säubern des Geschirres beschäftigt. Das Mittagessen war also schon vorüber. Hier konnte es auch nicht sein. Ebenso wenig im dritten Hause, das ungefähr dasselbe Bild darbot.

Anders war's im vierten Hause. In der Küche war viel Leben, das Feuer brannte hell, zahllose Töpfe und Tiegel standen brödelnd auf dem Herde. Die Dienstboten rannten eifertig auseinander vorüber. Der Irländer pochte heftig an.

„Ist Doktor O'Leary hier?“ fragte er den Diener, der ihm die Türe öffnete.

„Wo, was wird er denn hier sein!“ polterte der Mann in Livree. „Um sieben Uhr wollt' er hier sein, jetzt ist's schon 'ne halbe Stunde drüber, das ganze Essen verdirbt, und er ist immer noch nicht hier!“

Der Fragesteller sprang so hurtig zurück, wie er gekommen war und rannte fast den Doktor über den Haufen, der grübelnd mit geknicktem Kopfe auf ihn zu kam.

„Doktor, ich hab's: Sie speisen in Nummer 43, und ein feines Mahl wird's, sage ich Ihnen! Machen Sie bloß schnell!“

„Mann, Sie haben sich mächtig verdient gemacht um einen ratlosen Menschen“, rief Doktor O'Leary, „ich hätte jetzt wirklich nach Hause gehen müssen, so ungestüm bestellt mein Magen.“

„Doktor — an der Krankheit leide ich auch. Ich wünschte, die Leute dort gäben mir auch von ihrer Medizin“, bemerkte der Bote verschmigt.

„Da, Mann“, sagte der Doktor lachend und drückte ihm ein Geldstück in die Hand, „es gibt noch mehr Apotheken, die Ihre Krankheit heilen.“

Glücklich eilte Pat ins nächste Speisehaus.

C.D.

Die Mutter.

Einam im stillen Zimmer,
Bei trauter Lampe Schein,
Sitzt eine alte Mutter
Verlassen und allein.
Sie hat vor sich in Behmut
Zwei Bilder aufgestellt,
Davor mit gefalteten Händen
Sie stille Andacht hält.
Es sind dies ihre Söhne,
Ihr Hoffen und ihr Halt!
Begeistert folgten beide,
Als laut der Kriegsruf schallt.
Um eines dieser Bilder
Band Leid ein schwarzes Band,
Ein Eisern' Kreuz befandet,
Er starb fürs Vaterland.

Und heiße Muttertränen,
Sie fließen ohne End',
Die müden Lippen flammeln:
O Gott, es gnädig wend!
Und nimmst du heim den einen,
Ins bess're Vaterhaus,
O Herr, beschütz' den andern
In Krieges Sturm und Brans.
Dann will ich bittsam tragen
Des Herzens schwere Last,
Ist's doch zu unsern Besten,
Wie du's beschloßen hast.
Und wieder küßt die Mutter
Der Söhne teures Bild,
Dir, der du noch am Leben,
Sei Gott ein Hort und Schild!

Es war, als ob der Himmel
Erhört der Mutter Flehn,
Ein sanfter Hoffnungschimmer
Rief fest im Leid sie hehn.

Chemnitz.

Maria Sakm.



Wo ist das Wildschwein?

Prinz Adolf zu Schaumburg-Lippe, der an Lungenentzündung erkrankt war, verschied in Bonn infolge einer Herzlähmung. Der Verstorbenen hat ein Alter von 57 Jahren erreicht. Er war vermählt mit der Schwester des Deutschen Kaisers, der Prinzessin Viktoria von Preußen. Prinz Adolf war Ritter des Schwarzen Adlerordens und königlich preussischer Generalleutnant à la suite des Husarenregiments König Wilhelm I. Nr. 7 und des Westfälischen Jägerbataillons Nr. 7.

Kapitänleutnant v. Arnault de la Perrière, der kühne Kommandant des U-Bootes 35, der Ende Juni ein Handschreiben des Deutschen Kaisers an den König Alfons von Spanien in den Hafen von Cartagena brachte und trotz aller Anstrengungen der Feinde die Sperren durchbrach und glücklich in den Heimathafen zurückkehrte. Auf der Rückfahrt versenkte das U-Boot außerdem den bewaffneten französischen Dampfer „Gerauld“, nachdem es ihm zuvor noch ein Geschütz abgenommen hatte.

Professor Ilya Metzchnikow, einer der hervorstechendsten Naturforscher der Gegenwart, starb in Paris im Alter von 71 Jahren. Er war in Charkow in Rußland geboren und studierte in Odessa, arbeitete an den Universitäten Gießen, Göttingen und München und wirkte dann in seinem Heimatlande in Odessa und in Petersburg. 1890 wurde er an das Institut Pasteur in Paris berufen und war seit dem Tode Pasteurs dort stellvertretender Direktor. Seine Arbeiten und Forschungen auf dem Gebiet der Biologie und Pathologie sind von großer Bedeutung für die Wissenschaft. Populär wurde er durch seine Theorien über die Möglichkeit einer Verlängerung der Lebensdauer des Menschen.

Kulturlämpfer für England und Frankreich. Das seltsame Gemisch wilder und halbwilder Völkerschaften, die unsere Feinde als wahre Träger der Kultur im Kampfe gegen die deutschen Barbaren aufgebieten haben, weist zahlreiche interessante Typen auf. So wurden die Gefangenenlager kürzlich durch eine Anzahl Senegalesen bereichert, die auf der Straße Gury-Lassigny eingebracht wurden und dem 66. Senegalesen-Bataillon des Kolonial-Regiments 57 angehören.

Allerlei

Ein Sohn der Zeit. Lehrer: „Was mein ich, das ist auch dein. Wer sagte denn dies schöne Wort?“ — Schüler: „Einer, der nichts hatte!“ (Zitg. Blätter.)

Schlafertig. In seiner letzten Krankheit wurde Friedrich der Große von Zimmermann, dem berühmten Arzt, behandelt, der von Hannover an sein Sterbelager geeilt war. Eines Tages ließ ihn der König rufen und redete ihn ziemlich ungnädig an: „Er hat wohl auch schon so manchen seiner Mitmenschen in ein besseres Jenseits befördert?“ — Ruhig und gelassen antwortete der große Arzt und Menschenfreund: „Nicht so viele wie Euer Majestät, und auch nicht mit denselben Ehren und Ruhme, wie Euer Majestät dabei erworben haben.“

Eine Erinnerung an Verlioz. Verlioz lebte mit Cherubini, dem Direktor des Pariser Konservatoriums, ständig in erbitterter Feindschaft. Cherubini sprach sich bei jeder nur hierzu möglichen Gelegenheit äußerst abfällig über Verlioz' Kompositionen aus, dem er jedes Talent absprach. Verlioz, der Cherubini's Abneigung gegen seine Werke kannte, war daher auf den strengen Musikkritiker nicht gut zu sprechen und beschloß, ihm bei passender Gelegenheit auch eine gründliche Abfuhr erteilen zu lassen. Man gab eine neue Oper von Cherubini. Als der erste Akt vorbei war, sagte Verlioz zu seinen Freunden, jedoch so deutlich, daß es Cherubini am Dirigentenpult hören konnte: „Wer mit in dieser Oper eine einzige neue Idee nachweist, dem zahle ich 20 Franken.“ Nach jeder Szene im nächsten Akt verdoppelte Verlioz die Summe auf 40, 80, 160 Franken usw. Als die Summe immer höher wurde, sagte er lachend: „Liebe Freunde, das übersteigt mein Vermögen. Ich kann nicht mehr mitbieten. Ich hätte doch gehofft, in dieser neuen Schöpfung Cherubini's wenigstens einen einzigen originellen Gedanken zu finden.“ M. M.

Eine Kunstkritik aus Volksmunde. Der napoleonische Schlachten- und Historienmaler Jacques Louis David hatte sein bekanntes Bild „Napoleon auf dem St. Bernhard“ in Paris ausgestellt. Er war begierig, die Urteile des Publikums über das Gemälde zu hören und stellte sich zu dem Zwecke in schlichter Kleidung, bescheiden und ganz allein mit unter den Danks, der sich vor demselben angesammelt hatte. Was da an mehr oder minder lauten Äußerungen an sein Ohr drang, hatte seinem Künstlerstolz voll und ganz genügen können; er war eben der Modemaler jener Zeit, und alles, was in seinem Pinsel flammte, wurde anstandslos bewundert. Der aufmerksam laufende Künstler vernahm aber auch mißfällige grollende Knurren von einem Nachbar, und er bemerkte, daß der stramme Krieger, der sie ausgestoßen hatte, sich unter mißbilligendem Kopfschütteln entfernte. Der Maler ging ihm nach und redete ihn an: „Das Bild schien Ihnen nicht zu gefallen?“ — „Allerdings nicht“, gab der Mann zu. — „Was störte Sie

denn das?“ — „Wenn einer Pferde malen will, muß er sie doch wenigstens erst studieren. Der Frau von Maler hat dem Pferd dort — sehen Sie einmal hin — Schaum ums Maul gemalt, und es trägt doch gar kein Gebiß. Wie soll denn da der Schaum entstehen?“ — Dem Künstler war diese unerwartete Kritik aus dem Munde eines Fachmannes sehr wichtig. Noch am selben Tage, nachdem die Besucher sich entfernt hatten, ließ er sich von den Ausstellungsbedienten das vielbewunderte Gemälde herunterholen und übermalte den unangebrachten Schaum am Maule des Pferdes. So hatte der einfache Mann aus dem Volke zur Verbesserung des Kunstwerks beigetragen, ohne es beabsichtigt zu haben, ja, ohne es zu ahnen. E. D.

Gemeinnütziges

Vorbereitungsmittel gegen die Spargelfliege sind ebenso wichtig und wirksam, als direkte Bekämpfungsmagnahmen. Man muß jetzt alle jene Triebe herausreißen, die einen krummen Wuchs zeigen und sogleich verbrennen! Das Anbringen von Fangmitteln hat erst im Frühjahr Zweck.

Goldformgeruch läßt sich von Händen und Geräten durch Abreiben mit gewöhnlichem Essig sehr leicht beseitigen.

Verwertung von Holunderbeeren. Holunderbeeren lassen sich auf viererlei Weise verwerten: gedörrt und als Mus. Gedörrte Beeren sind ein diarrhödestillendes Mittel. Das Mus, gewöhnlich Fliedermus oder Gold-Latwerge genannt, muß dick sein, keinen brandigen Geschmack haben und, wenn es im Wasser aufgelöst wird, keinen Niederschlag bilden. Es dient gewöhnlich als Würze verschiedener Tunken und Speisen, namentlich der Bierfische. Indes ist der Gebrauch des Fliedermus nicht auf die Küche beschränkt. Man kann davon einen Trunk bereiten, der nicht nur den Durst stillt, sondern auch den Magen reinigt und günstig auf die Nieren und die Harnabsonderung wirkt. — Von unseren Altvordern wurde die Holber-Latwerge auch als Zutat zum Brot benutzt, weil sie ihre blutreinigende Kraft taumten. Die Herstellung des Fliedermus geschieht nach dem allgemein bekannten Rezept der Musbereitung. Es wird gewiß interessieren, noch Näheres vom Holunder zu erfahren. Nicht nur seine Beeren, sondern auch seine Blüten, Rinden und Wurzeln sind wertvoll. Holunderblütentee hat eine schweißtreibende Wirkung; er reinigt das Blut und die Säfte. Es genügen zwei Gramm Blüten zu einer Tasse, der noch etwas Zitronensaft zugefügt werden kann. Rinden und Wurzeln abgekocht, haben eine starke harntreibende Wirkung. Daher spielte der Holunder auch in der Medizin eine große Rolle unter dem lateinischen Namen Sambucus nigra L. Schon der alte Römer Plinius schreibt darüber: „Die in altem Weine abgekochten Blätter, Wurzeln, Blüten des Holbers täglich zweimal eine Tasse voll getrunken, leiten das Wasser aus dem Leibe ab. Dieser Trank wirkt auch bei frischen Verbrennungen kühlend, und mit Polenta (Mehl) zu einem Brei verköcht, heilen die Holunderblüten und -blätter die bösen Humbeisse. Die weichsten und mildesten Blätter des Holunderstrauchs, in Öl und Salz genossen, entfernen den Schleim und die Galle aus dem Magen. Werden mit dem Wasser, in welchem Blätter und Spizen des Holbers gereicht wurden, die Zimmer besprengt, so kommen hievon Flöhe und Fliegen um.“ Daher sagt auch ein altes Sprichwort: „Vom Holunder zieht der Bauer 'n Hut runter.“ H. B.



Ereignis.

Fremder: „Was ist denn hier los — ist etwas passiert?“
Einheimischer: „Ja freilich, der Gabelbauer hat heut amal sein'n Nusch!“

Logograph.

Ich bin mit **I** im deutschen Land,
Und auch mit **A** als Fluch bekannt
Julius Gald.

Kriptomograph.

- 1 2 3 4 5 6 7 8 9. Volkstümliche
- 2 7 9 5. Bezeichnung eines Monatsmonats.
- 3 1 2 3 5 3 6. Stadt in Sachsen-Altenburg.
- 4 3 6 7 2 2 3. Ein Stammvater.
- 5 3 1 3 8 3. Verdracht in Italien.
- 6 3 2 6 7 2. Stadt auf Kubu.
- 7 6 3 2. Eine Gesteinsart.
- 8 7 2 6 3. Ein türkischer Vorname.
- 9 3 6 7 8. Ein Wädjennome.
- 10 3 6 7 8. Eine Version aus Schillers „Bürgschaft“.

W. Spangenberg.

Ausführung folgt in nächster Nummer.

Aufösungen aus voriger Nummer:

Des Logograph's: Hemd, Herd, Held. — Des Kriptomograph's: Edgar, Garde.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Bilderrätsel.

